

Zeitschrift: Kinema
Herausgeber: Schweizerischer Lichtspieltheater-Verband
Band: 5 (1915)
Heft: 10

Artikel: Feuilleton : Aus dämmernden Nächten [Fortsetzung]
Autor: Wothe, Anny
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-719419>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

gisseur Richard Oswald die Tragödie der Trunksucht. Wie das verheerliche Laster seine vernichtende Kraft vom Vater auf den Sohn überträgt, wie Menschenleben im Alkoholdunst der Kneipen zugrunde gehen — das ist in packenden Bildern festgehalten, die so kraß sind wie die wirklichen Tiefen des Lebens. Den Figuren leiht neben andern Künstlern besonders Alfred Abel erschütternden Ausdruck. Als Agitator gegen den Alkoholmißbrauch ist dem Film ein neues Feld beschieden. — Gerade solche Filme werden dazu angetan sein, das Vorurteil gegen die Schädlichkeit der Kinos auf die Jugend zu brechen.

— **Der Film als Lehrmittel für Kriegsbeschädigte.** Am 28. Februar fand im Kaiserin-Friedrich-Hause eine kinematographische Vorführung von Personen statt, die mit künstlichen Gliedmaßen alle Verrichtungen des täglichen Lebens und selbst schwerer Arbeit mit Leichtigkeit vollführten. Man hat den in den Berliner Lazaretten befindlichen Soldaten, die den Verlust von Händen oder Füßen zu beklagen haben, im Bilde zeigen wollen, daß heutzutage der im Krieg Beschädigte keineswegs hilflos ist. Die Technik hat so fein gearbeitete und sicher wirkende Apparate und Ersatzglieder, daß selbst in scheinbar ganz ungünstigen Fällen dem Verletzten die volle Arbeitsfähigkeit wieder gegeben werden kann. So sah man auf der Leinwand einen Hauptmann, der trotz Verlust eines Bei-

nes mit Hilfe eines Ersatzgliedes das Pferd besteigen kann. Ein Mann, dem beide Hände und beide Füße fehlen, ist durch die Kunst des Königsberger Professors Hoesftmann mit Hilfe künstlicher Glieder so weit gebracht, daß er sich selber anzieht, ißt, trinkt, Zigarren anzündet, Bierflaschen öffnet und schließt und schwere mechanische Arbeit an der Drehbank usw. verrichtet. Ein Stellmacher, dem der rechte Arm fehlt, übt mit Hilfe seines künstlichen Armes seinen Beruf nach wie vor aus. Mit künstlichen Gliedern werden landwirtschaftliche Arbeiten vollbracht, Schreibmaschine geschrieben, Federhalter und Bleistift richtig gehandhabt, kurz, man wurde davon überzeugt, daß kein Kriegsbeschädigter etwa auf fremde Unterstützung angewiesen ist. Die Erläuterungen der eindrucksvollen Bilder gaben Professor Adam und Generaloberarzt Dr. Brettner. Die Vorführungen verfolgten die zahlreich anwesenden Soldaten mit sichtlichem Interesse; insbesondere erhielt Professor Biersalksi eine große Wirkung durch Vorstellung eines jungen Mannes, dem die rechte Hand fehlt und der an einem improvisierten Arbeitstisch mit Hammer, Schraubstock und anderem Gerät mühelos schwere Arbeit verrichtet. Der Veranstaltung wohnten die Generalärzte Schulzen, Rörting, Oberstabsarzt Prof. Schwiening und andere bei.



Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Aus dämmernden Nächten.

Roman von M. Wotho.

Copyright 1910 by Anny Wotho, Leipzig.

(Fortsetzung.)

Jetzt stieg Mister Illings eine Blutwelle in das braune Gesicht. Ja, sie war schön, schöner noch vielleicht als einst, wo sie in wilder Lust an seinem Halse hing. Und er wußte, er brauchte nur die Hand auszustrecken, und das schöne, leidenschaftliche Weib war sein. War er nicht ein Tor, daß er nicht nahm, was sich ihm so lockend bot?

Vitt er nicht selber an dem Skaareischen Hochmut, der ihm an den Seinen so verhaßt war?

Und plötzlich war es ihm, als sehe er ein totenblaßes Mädchen gesicht mit flehenden blauen Augen, über welches die wilden Wasser seiner Heimat sich ergossen, und er deckte erschauernd die Hand über die Augen.

In demselben Augenblick klopfte es heftig gegen die Türe. Mister Illings, der soeben seine Toilette beendigt, rief mit harter Stimme: „Herein!“

„Eine Depesche, Herr“, sagte eines der Mädchen, die an der Mittagstafel in ihrer bunten, norwegischen Tracht aufwarteten und deren breite, goldgestickte Gürtel sein Entzücken bildete.

Heute hatte er keinen Blick für die hübsche Kleine in der heimatlichen Tracht. Er riß ihr die Depesche aus den Händen und schob sie dann ungeduldig zur Tür hinaus, ohne auf ihr schmollendes Gesicht zu achten.

Starren Auges blickte er dann auf das geöffnete Telegramm. Es lautete:

„Etwas Schlimmes hat sich ereignet. Kommen Sie sofort. Vielleicht können Sie helfen. Harald Raßmussen.“

Wid riß Mister Illings an der Klingel.

„Ein Karriol“, schrie er dem eintretenden Mädchen zu, „aber schleunigst, in fünf Minuten muß es bereit sein.“

Schnell griff er nach Regenrock und Mütze, aber schon in der Tür blieb er noch einen Augenblick überlegend stehen, dann aber trat er, wenn auch zögernd, an den Schreibtisch und schrieb im Stehen auf ein Kärtchen:

„Mister Illings bedauert, die gegebene Zusage, mit Ihnen zu speisen, zurückziehen zu müssen, da eine soeben

erhaltene Nachricht mich zwingt, einige Tage von Stahheim fern zu bleiben.“

Er nickte befriedigt.

„Geben Sie dieses Blatt sofort an Frau Sundvall“, herrschte er, auf den Gang tretend, dem bedienenden Mädchen zu. Dann stürmte er die Treppe hinab.

Das Karriol stand schon bereit.

Behend wie in Jugendtagen schwang er sich hinauf, und die Zügel ergreifend, lenkte er das hohe Gefährt abwärts durch Sturm und Regen durch das dunkle Raerödal dem Ramshof zu.

Ungeduldig überwand er die tiefen Talentungen. Als der Weg aber ebener und breiter wurde, fauste er in seinem Wagen wie gesagt über Gudwangen hin, dem Raeröfjorde zu.

Der Ramshof rief seinem Sohn, da mußte er zur Stelle sein, wenn er auch nur als Fremder kommen mußte.

Unheil stand über seinem Vaterhause, er hatte es schon die ganze Nacht gefühlt.

Ein paar grelle Blitze zuckten durch den Nebel, und grollender Donner dröhnte um die Felsen.

Da lächelte Mister Illings in den Sturm hinaus.

So kannte und liebte er die Heimat, und kämpfeno, wenn es nicht anders sein sollte, wollte er sie zurückgewinnen. Sein sollte sie werden, sein!

Der Wind heulte und lachte dazu.

Jugvelde Skaare hatte die ganze Nacht, die dem Tage folgte, wo Mister Illings Ethel aus dem Wasser gezogen, an Ethels Krankenlager durchwacht, trotzdem der Arzt eine Pflegerin mitbrachte und die Baronin sich ganz entschieden dagegen ausgesprochen hatte, daß man Ethels Krankheit wegen so viel Aufhebens machte.

Jugvelde aber hatte kurz und bestimmt die Baronin, deren Gegenwart die Kranke nur aufregte, aus dem Zimmer geführt.

Ethels Fieberphantasien beunruhigten Jugvelde mehr, als sie sich eingestehen mochte. In welcher Zwangslage war sie durch den aufgezwungenen Besuch geraten, und welche Folgen mochte er noch nach sich ziehen?

Der fremde Gast da oben quälte sie auch mit seinen durchdringenden, grauen Augen, die ihr fremd waren und doch so bekannt schienen.

Es war ihr immer, als hörte sie draußen über den Ries müde Schritte schleifen, und wenn sie hinauspähte, gewahrte sie doch nichts, als eine blaue Zaubernacht, wie sie schon so viele gesehen.

Müde schliefen die Stunden.

Jugvelde wollte es bedürfen, als klinge es unaufhörlich wie Unheilsruf an ihr Ohr. Schlich vielleicht wieder der dunkle Gast ums Haus, von dem die Knechte und Mägde flüsternd sprachen? Kam er, um die geknickte, junge Rose, die dort sich in Fiebergluten wand, im letzten Tanz an die Knochenbrust zu reißen?

Atemlos lauschte sie hinaus. Atemlos blickte sie auf den fieberglühenden Mund der Kranken, der so bitter klagte und so schwere Beschuldigungen gegen die Baronin und ihren Sohn erhob.

Und immer hörte Jugvelde draußen noch die Schritte, die ums Haus schlichen, bis endlich der Morgen kam.

Die Kranke war ruhiger geworden, und nachdem Jugvelde Ethel der Obhut der Wärterin übergeben, ging sie, um ihren Anzug zu wechseln, hinab in ihr Schlafzimmer.

Sie klopfte dabei an Magnas Tür.

„Laß mich noch schlafen“, rief die Stimme der kleinen Schwester weinerlich, „ich bin noch sehr müde.“

Jugvelde schüttelte mißbilligend den Kopf. Einen Augenblick stand sie zögernd, dann aber schritt sie doch in das Frühstückszimmer hinüber, wo sie Mister Jllings schon zur Abreise gerüstet vorfand.

„Sie wollen uns schon verlassen, Mr. Jllings?“ sagte sie höflich, ihm die Hand reichend, „das tut mir leid, aber ich habe auch gar nicht den Mut, Sie zum Bleiben aufzufordern, der Ramjahof ist gegenwärtig wirklich kein angenehmer Aufenthaltsort. Ich würde mich aber freuen, wenn Sie uns bald wieder einmal aufsuchen würden. Werden Sie länger in unserer Gegend bleiben?“

„Das hängt ganz von den Umständen ab, Gnädigste“, antwortete der Engländer, ihr ernst und forschend ins Gesicht sehend. „Ich habe mancherlei Geschäfte hier, und es ist leicht möglich, daß ich länger bleibe als ich gewollt. Ich würde sehr glücklich sein, wenn Sie mir gestatten wollten, wieder in dem Ramjahof Einkehr zu halten, und nach dem Befinden Fräulein Döbrings zu fragen, die, wie ich höre, leider eine schlimme Nacht gehabt.“

„Eine sehr unruhige Nacht. Gott sei Dank, es geht ihr aber jetzt ein wenig besser. Der Arzt meint ja, daß ihre Jugendkraft die Krankheit besiegen würde.“

Jugvelde strich errötend die widerpenstigen Locken, die sich in ihre Stirn drängten, zurück.

Wie merkwürdig forschend sie dieser Engländer wieder ansah, und wie unruhig sie sein Anstarren machte.

Er wandte jetzt die Augen nur zögernd von ihrem Antlitz und sagte mit weichem Lächeln:

„Verzeihen Sie, mein Fräulein, aber Ihr Gesicht weckt in mir so viele Erinnerungen an eine mir seit Jahren Verstorbene, Verlorene, daß ich immer wieder und wieder darin lesen möchte.“

Jugvelde errötete noch tiefer und ihre grauen Augen verloren ihren harten Schein. „Was wir im innersten Herzen tragen“, sagte sie langsam, „kann uns nie verloren gehen.“

„Doch, meine Gnädigste. Es gibt Dinge, die tot und begraben sind, es sein müssen. Doch, nun leben Sie wohl und nehmen Sie tausend Dank für Ihre Gastfreundschaft.“

„Auf ein frohes und besseres Wiedersehen“, antwortete sie liebenswürdig, Mister Jllings bis zur Tür geleitend.

Er küßte fast bewegt Jugveldes Hand, so daß sie ganz erschreckt unwillkürlich ihre Rechte zurückzog.

Da lächelte der Engländer ganz eigen, fast wehmütig, dann war er gegangen.

Jugvelde hörte ihn draußen noch mit dem Inspektor reden. Gleich darauf rollte der Stoffsäerren mit dem Gast, der so unverhofft durch einen Zufall in den Ramjahof gekommen, zum Hoftor hinaus.

Die junge Herrin des Ramjahofes atmete wie befreit auf.

Etwas Dunkles, Schweres hatte der fremde Mann mitgebracht. Oder lag noch ein anderes Unheil in der Luft und drückte sie zu Boden?

Jugveldes Blick flog prüfend über den Frühstückstisch. Seltsam, nur Mister Jllings hatte gestrichelt, die anderen Gedecke waren noch unberührt. Nicht einmal der Inspektor, den sein Tagwerk doch schon früh aufstehen ließ, hatte heute morgen hier gewellt.

Zögernd goß sich Jugvelde Skaare eine Tasse Tee aus der blinkenden Teemaschine ein.

In demselben Augenblick erschien der Inspektor in der Tür. Sein frisches Gesicht war ganz blaß, und aus den blauen Augen brach ein flackerndes Licht.

„Was gibt es denn?“ fragte Jugvelde aufstehend und den Inspektor nicht gerade freundlich anblickend, denn er trug noch seine hohen Stulpenstiefel, mit denen er immer etwas wie Stallgeruch in die Stube brachte.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie so früh störe, Jugvelde Skaare“, sagte Harald Rasmussen unsicher, „aber ich muß Sie notgedrungen allein und ungestört sprechen.“

Jugvelde richtete sich unwillig auf und schob die Teetasse energisch von sich.

„Was sollen die Vorbereitungen? Ist ein Pferd krank oder eine Kuh krepirt? Tun Sie doch bitte nicht so geheimnisvoll. Sie wissen, ich liebe die Umsteherei nicht.“

„Es gibt Dinge, mein gnädiges Fräulein, verzeihen Sie, Fräulein Skaare, wollte ich sagen, die sich wirklich nicht so platt herausjagen lassen, und es ist unglaublich schwer, etwas auszusprechen, wodurch man vielleicht einen ungeneuerlichen Verdacht gegen andere erweckt.“

„Rassen Sie, bitte, die überflüssigen Redensarten und jagen Sie mir klipp und klar, was Sie eigentlich wollen.“

Rasmussen sah seine junge Herrin einen Augenblick durchdringend und prüfend an, dann sagte er, während ihm eine heiße Blut durch die Adern jagte, ohne Jugvelde anzusehen:

„Wissen Sie vielleicht, wo Ihr Fräulein Schwester in dieser Nacht, während Sie am Krankenbett des jungen Mädchens weilten, gewesen ist?“

Jugvelde fuhr auf, als hätte sie einen Schlag erhalten. „Was wollen Sie damit jagen?“ herrschte Sie den Inspektor an. „Augenblicklich äußern Sie sich, und wehe Ihnen, wenn Sie mir nicht genügende Beweise bringen, die Sie zu einer solchen Frage berechtigen.“

Wie Mitleid mit dem stolzen, störrischen Geschöpf zuckte es plötzlich in den gequälten Augen des Mannes auf, der achlos seinen Hut auf einen Stuhl geworfen hatte und nun stockend fortfuhr:

„Ich hätte nie gewagt, eine solche Frage an Sie zu stellen, wenn ich nicht durch die Verhältnisse dazu gezwungen wäre. Ich fand heute morgen Karen, die Magd, auf dem Kornboden in einem zärtlichen „Tete-a-tete“ mit einem der fremden Knechte, die zur Heumahn herübergekommen sind. Natürlich ließ ich es an einem tüchtigen Donnerwetter nicht fehlen, und als ich sie und ihren geliebten etwas unansehnlich die Bodenleiter herunter beförderte und ihr drohte, wenn sie sich nicht besserte, mich über sie bei Ihnen zu beklagen; da lachte mir die Person ganz frech ins Gesicht und sagte:

„Sie würden sich gewiß nicht darüber wundern, denn Sie erlaubten doch, daß Ihre junge Schwester ganz mutterseelenallein in der Nacht mit dem fremden Baron in dem Bjord herumgondelte.“

Es hätte nicht viel gefehlt, und ich hätte das Lastermaul ordentlich verprügelt, aber etwas in dem Gesicht des Mädchens zügelte mein schnelles Blut, und ich hielt es für besser, ihr gut zuzureden.“

„Unter strömenden Tränen“, fuhr der Inspektor fort, „gestand mir Karen, daß sie die lauterste Wahrheit geredet, sie selbst habe Fräulein Magna gesehen, wie eine Braut, so schön habe sie ausgesehen. Ich verbot dem Mädchen bei sofortiger Dienstentlassung, auch nur ein Wort über die Beobachtung weiterzuplaudern, und Karen, die weiß, wie hart Sie jedes Vergehen bei den Dienstleuten bestrafen, gelobte reumütig Besserung und tiefstes Schweigen. Ja, sagte ihr, daß sie sich geirrt, Fräulein Magna habe das Haus nicht verlassen, das wußte ich ganz genau. Ich meine aber, Ihnen, Jugvelde Skaare, dürfte ich den Vorfall nicht verschweigen, da er sie gewiß zum Handeln zwingt.“

Die Herrin des Ramjahofes stand unbeweglich, mit ganz eisigem, unnahbarem Gesicht ihrem Untergebenen gegenüber, der nur widerstrebend seinen Bericht erstattete.

„Und was meinen Sie,“ was nun geschehen soll?“ fragte sie kalt.

Rasmussen erschraf vor der Härte in ihrem Blick und Wort.

„Ich flehe Sie an“, bat er fast heiser vor Aufregung,

„übereilen Sie nichts. Nur aufmerksam machen wollte ich Sie. Ich weiß, wie sehr Sie unter den Ihnen aufgezwungenen Verhältnissen leiden, in welcher Sorge Sie um die junge Schwester sind, und da sollten Sie wissen, daß ich es treu mit Ihnen und Ihrem Hause meine, da ß ich bereit bin, mit Gut und Blut für Sie und die Ihrigen einzutreten, und daß Sie nur zu befehlen brauchen, wenn ich diesem Baron die Wege weisen soll, der Ihre Gastfreundschaft hier auf so eigentümliche Art förmlich erzwungen hat.“

Jugvelde Skaare hob stolz den Kopf mit dem rotgoldenen Flechtenkranz. Die Münzen an den silbernen Schnüren ihres Nieders bebtet leise, als sie, zur Klingel schretzend, sprach:

„Bis jetzt, geehrter Herr Inspektor, bin ich ja noch immer allein fertig geworden, ich hoffe, es auch diesmal zu werden.“

Jetzt stand wieder das leise Spottlächeln um Haralds Mund, das Jugvelde so fürchtete.

Aber es war nicht so schlimm wie sein Mitleid, Mitleid wollte sie von keinem, auch von ihm nicht.

„Ich lasse den Herrn Baron und die Frau Baronin Bonato bitten, sich einen Augenblick hieher zu bemühen“, herrschte sie dem eintretenden Mädchen zu.

„Was wollen Sie tun?“ fragte Rasmussen, erregt zu seiner jungen Herrin tretend. „Ich bitte Sie, Vorsicht und keine Uebereilung.“

„Ich will mir nur Gewißheit verschaffen, mein Herr Rasmussen. Dienstbotenklatsch kann meine Handlungen nicht bestimmen. Ich will mir selber ein Urteil bilden.“

Der Inspektor biß sich auf die Lippen.

Warum war er auch ein solcher Tor gewesen, sie zu warnen? Er hatte ja geglaubt, ihr stolzes Herz vor weiterem Unheil zu bewahren, indem er sprach, und nun stand er hier vor ihr wie ein Betteljunge, und mußte es sich gefallen lassen, daß sie ihn behandelte, als wäre er einer der geringsten unter ihren Knechten.

„Es tut mir leid, Fräulein Skaare“, sagte er gemessen, indem er nach seinem Hut griff, „daß ich es gewagt, mich in Ihre Angelegenheiten zu mischen. Ich hatte geglaubt, Sie vor schwerem Leid bewahren zu können, statt dessen zeigen Sie mir, daß Sie keine Hilfe brauchen. Gestatten Sie also, daß ich mich entferne?“

„Nein! Ich wünsche, daß Sie bleiben! Sie sollen die Grundlosigkeit Ihrer Behauptungen, die Ihnen die einfältige Magd übermitteln hat, einsehen und sollen Zeuge sein, wie ich mein Haus säubere. Ah, da sind sie schon.“

Rasmussen sah voller Staunen, mit welcher eifriger Ruhe und heiterer Ueberlegenheit Jugvelde dem eintretenden Baron und seiner Mutter entgegen sah, die, Bestürzung in den aufgeregten Mienen, soeben in das Zimmer hatten.

„Verzeihen Sie, meine Herrschaften“, sagte Jugvelde, auf einen Stuhl deutend, „daß ich Sie zu mir hat, anstatt mich zu Ihnen zu bemühen, allein ich möchte Ihnen hier in Gegenwart meines Inspektors, Herrn Rasmussen, eröffnen, daß ich Sie zu meinem lebhaften Bedauern bitten muß, noch heute den Ramsahof zu verlassen.“

„Aber das ist ja gar nicht möglich“, jammerte die Baronin auf, die dicken Hände vor das geschminkte Antlitz schlagend, „ich kann doch das totfranke Kind nicht mitnehmen, und ich kann es doch auch nicht hier lassen. Was haben wir denn getan, daß Sie uns so unbarmherzig in unserer großen Not von sich weisen?“

Ein mißbilligender Blick aus den dunklen Augen des Barons ließ die Baronin verstummen.

„Darf ich vielleicht um eine nähere Erklärung bitten, meine Gnädigste?“ fragte der Baron scharf. „Ihre ganze Art hat etwas Beleidigendes für meine Mutter und mich, das ich nicht Lust habe, ruhig hinzunehmen.“

„Auch ich habe Sie einigens zu fragen“, bemerkte Jugvelde kühl, dem Baron durchdringend ins Gesicht sehend. „Ist es wahr, daß Sie die Gastfreundschaft eines Hauses, die Sie sich ja allerdings zum Teil erzwingen, so mißbrauchen, daß Sie es wagten, hinter meinem Rücken meine junge Schwester zu veranlassen, Ihnen heimlich eine Zusammenkunft zu gewähren?“

Der Baron war leichenblaß geworden. Seine dünne Gestalt schwankte wie ein Rohr, und die Augen seiner Mutter quollen förmlich vor Schreck aus dem geschminkten Gesicht heraus.

„Antworten Sie“, gebot Jugvelde, „aber kurz und ohne Umschweife.“

„Ich verstehe Sie nicht“, stotterte Roman, ganz unfähig, sich zu fassen.

„Aber liebste Kind“, flötete die Baronin dazwischen, „was nützt denn da alles Versteckenspielen? Ja, es ist wahr“, fuhr sie pathetisch fort, beide Hände emporhebend, als wollte sie die ganze Welt an ihren vollen Busen pressen, „warum sollen wir es denn leugnen? Sie lieben sich eben, die beiden Kinder, mein Sohn und Ihre kleine Schwester. Schon auf dem Schiff fing es an. Wie ein flammender Blitzstrahl zuckte die Liebe in beider Herzen auf, und wenn wir bisher noch schwiegen und unser Hoffen und Wünschen verbargen, so geschah es nur, um Ihnen, verehrtes Fräulein Skaare, Gelegenheit zu geben, meinen Sohn und mich näher kennen zu lernen.“

„Auf meine Wünsche kam es dabei gar nicht an“, höhnte Jugvelde bitter.

„Ich bitte Sie um die Hand Ihrer Schwester“, sagte Baron Roman, sich endlich zusammenfassend, schnell.

„Mit welchem Recht, mein Herr?“ fragte Jugvelde.

„Weil Sie Magna zu lieben glauben oder weil Sie Magna für eine begehrenswerte Partie halten? Beide Gründe sind für mich gleich haltlos, denn niemals, niemals, ich wiederhole es, würde ich die Hand meiner Schwester in die eines Mannes legen, der, wie Sie, eine andere betrogen hat, und über dessen Vergangenheit ein Schleier liegt, den selbst jenes arme betrogene Mädchen, das ihr Vertrauen fast mit ihrem Leben bezahlte, nicht heben konnte.“

„Fieberphantasien einer Kranken“, lachte die Baronin hart auf. „Ich bitte Sie, lassen Sie nur erst das verlogene Geschöpf, die Ethel, wieder zu sich kommen, dann wird sich schon zeigen, wie bitter unrecht man uns getan.“

Sie tupfte mit ihrem feinen Spizentäschentuch vorsichtig über ihr Gesicht.

„Natürlich verlangt kein Mensch von Ihnen“, fuhr sie mütterlich sanft zu Jugvelde fort, „daß Sie blindlings Ja und Amen sagen, wenn mein Sohn als Freiheitsmann Ihrer Schwester auftritt. Mein Sohn ist bereit, alle Garantien über sich zu geben und Ihnen seine Verhältnisse klarzulegen. Ich denke, ein Baron Bonato hat überall das Recht, als Bewerber aufzutreten.“

Der Baron lächelte maliziös.

„Und die wären?“

„Ich bitte Dich, Mama, laß das“, gebot Roman ernst. „Hier handelt es sich ja um ganz andere Dinge. Sie verweigern mir die Hand Ihrer Schwester“, wandte er zu Jugvelde, „und ich bestehe darauf, daß Magna mein Weib wird. Daß ich Ihnen unsympathisch bin, glaube ich gern. Es kommt aber wirklich in diesem Fall gar nicht auf Ihre Abneigung an, sondern vielmehr auf die Gründe, die Sie zwingen werden, mir die Hand Ihrer Schwester zu geben.“

„Es wäre doch immerhin möglich, daß jemand gesehen hat, wie ich in dieser Nacht eine entzückende Fahrt mit Fräulein Magna Skaare durch den Fjord nach den schwarzen Klippen machte!“

„Schuft!“ rief Rasmussen außer sich, auf den Baron stürzend und drohend die Hand erhebend.

„Ruhe!“ gebot Jugvelde, während der Baron totenbleich und wutbebtend Harald zurief: „Als Untergebener dieses Hauses sind Sie ja gar nicht mal satisfaktionsfähig, sonst sollten Sie mir diesen Schimpf bezahlen.“

„Ich schlage mich nur mit ehrlichen Leuten“, gab der Inspektor zurück. „Sie aber haben sich mit Gewalt in dieses Haus gedrängt, und nichts wie Leid und Kummer hineingetragen. Wenn Sie nur einen Funken von Ehrgefühl in sich trügen, so hätten Sie den Ramsahof längst verlassen. Und...“

Er stützte. Jugvelde schien jetzt zu wanken. Ihr Antlitz war wie versteinert. Nicht ein Blutstropfen war in dem sonst so frischen Gesicht. Im Augenblick war ihr Rasmussen zur Seite, aber sie hatte sich schon wieder gefaßt. Stolz richtete sie sich empor und ihre Stimme klang hart, wie aus Eisen, als sie sagte:

„Sparen Sie sich alle Erörterungen, Rasmussen. Ich brauche keine Hilfe, auch die Ihrige nicht, ich helfe mir schon selber.“

Und sich zu Mutter und Sohn wendend, fuhr sie, ihre kleine Taschenuhr aus dem gestickten Gürtel ziehend, fort:

„In einer Stunde, meine Herrschaften, werden Sie sich auf dem Wege nach Guldwangen befinden. Herr Raßmussen wird Sorge tragen, daß Ihr Gepäck rechtzeitig zum Abgang des nächsten Dampfbootes zur Stelle ist. Und nun habe ich Ihnen weiter nichts mehr zu sagen.“

„Ich gehe nicht, ohne Magna gesprochen zu haben“, rief der Baron erregt, „das ist mein und ihr Recht, das können wir verlangen.“

„Sie vergessen, daß Sie hier gar keine Rechte haben, und daß meine Schwester noch nicht mündig ist. Wenn Sie aber wünschen, daß ich vielleicht die Ortsbehörde anrufen soll, um von Ihrer Gegenwart befreit zu werden, so kann ich Ihnen ja auch diesen Gefallen tun.“

„Es ist schmachvoll“, schluchzte die Baronin auf, wie wir uns behandeln lassen müssen. Das ist die Dankbarkeit dafür, daß wir das leichtfertige, junge Ding, das einfach der Pension entlaufen war, unter unseren Schutz nahmen. Ach Roman, ich sterbe vor Schmach, das ist entsetzlich! Und Ethel, das arme Kind, was soll aus Ethel werden?“

„Beruhigen Sie sich, Frau Baronin, ich denke nicht daran, Fräulein Ethel die Gastfreundschaft zu kündigen. Wir werden das arme Mädchen hier gesund pflegen, und so bald sie sich wohl genug fühlt und sie es wünscht, kann sie Ihnen ja folgen. Daß Sie die Kranke mit sich nehmen, ist ausgeschlossen. Und da wir Sie nicht länger hier haben können, müssen Sie Fräulein Ethel schon notgedrungen unserem Schutze überlassen.“

„Ist das Ihr letztes Wort?“ fragte Roman aufgebracht und eine düstere Flamme zitterte in seinen Augen.

„Mein letztes. Bitte, Herr Inspektor, lassen Sie anspannen.“

Sie grüßte kühl und höflich und schritt mit festen Schritten zur Tür hinaus.

Besorgt folgte ihr, ohne noch einen Blick auf die Zurückbleibenden zu werfen, der Inspektor.

Der Baron und seine Mutter sahen sich einen Augenblick sprachlos an, dann lachte die Baronin, daß ihr die Tränen kamen.

„Ist das eine dumme Pute, ach, Roman, es ist ja zum Schreien. Ethel nimmt sie uns noch großmütig ab, hoffentlich auf immer. Aber fort müssen wir, darin scheint sie keinen Spaß zu verstehen.“

„Ich bitte dich, Carlotta, schweige doch endlich einmal. Dir scheint die Tragweite der ganzen Geschichte noch gar nicht aufgegangen zu sein. Das Frauenzimmer kriegt es fertig, uns noch die Polizei auf den Hals zu heben. Die einzige Rettung ist für uns jetzt Magna.“

„Du bist ihrer sicher?“

Ein diabolisches Lächeln kräuselte die hochgezogenen Lippen Romans, welche die großen, schimmernden Zähne zeigten.

„Ganz sicher. Wer so küßte, wie die kleine Magna in der heutigen Nacht, der ist geliefert!“

Ein heißes Rot lief wie ein breiter Strom durch die Schminke hindurch über die Wangen der dicken Frau.

„Roman, hüte dich“, warnte sie, und wie irre Angst zitterte es in ihrem Blick.

Er beugte sich lächelnd zu ihr nieder und küßte sie leicht auf die Stirn.

„Fürchte nichts“, Carlotta“, flüsterte er, „uns beide trennt nichts mehr, nichts!“

Da schlang sie heftig die Arme um seinen Hals und zog sein blaßes, verzerrtes Antlitz mit den leidenschaftlichen schwarzen Augen fest an ihre Brust.

„Mein einziger Junge“, flüsterte sie, „mein Roman, wie liebe ich dich.“

Baron Bonato und seine Mutter hatten den Ramsahof verlassen.

Jugvelde hatte ihre Abreise nur vom Fenster ihres Schlafzimmers aus gesehen.

Der Inspektor blieb auf dem Hofe, während die Knechte das Gepäck auf die Schubkarren verteilten. Dann war er, flüchtig den Gut ziehend, ins Haus gegangen.

Jugvelde war inzwischen mehre als einmal an Magnas Zimmertür gewesen.

„Ich bin noch so müde“, lautete jedesmal Magnas Antwort, wenn Jugvelde fragte, ob sie denn immer noch nicht aufstehen wolle.

Den Schlüssel zu Magnas Tür hatte Jugvelde vorjorglich abgezogen. Als ihr das Rollen der Räder an-

zeigte, daß die unliebsamen Gäste das Feld räumten, atmete Jugvelde Skaare wie befreit auf.

Lässig band sie die roten Bänder ihrer Kappe unter ihrem Kinn zu einer Schleife, dann ging sie hinüber in das Wohnzimmer, wo der Inspektor schon ihrer hararte.

„Haben Sie mir noch etwas zu sagen, Herr Raßmussen?“

„Die Baronin hat mir aufgetragen, Ihnen zu bestellen, daß sie in allernächster Zeit die Urbesse angeben würde, unter der sie Nachricht über Fräulein Dörbings Befinden erwarte.“

Jugvelde nickte.

„Sonst noch etwas?“

„Die Baronin tat sehr unglücklich, daß sie Fräulein Ethel hier krank zurücklassen mußte und erklärte heftig, nicht eine Stunde länger als unbedingt nötig dürfe Fräulein Ethel im Ramsahof bleiben.“

Jugvelde nickte wieder, dann sagte sie hochmütig:

„Hat Ihnen der Baron vielleicht noch etwas aufgetragen?“

„Nein, er warf mir ein häßliches Wort zu und ich — verzeihen Sie — ich griff nach meiner Peitsche. Wenn der Stoltjaerren den Kerl nicht entführt hätte, weiß Gott, ich hätte den Buben geprügel, wie er es verdient.“

Jugvelde winkte abwehrend mit der Hand.

„Sie müssen Ihr Temperament etwas zügeln, Raßmussen, ich liebe das Sichgehenlassen nicht. Im übrigen möchte ich Sie bitten, nun den ganzen Fall als erledigt anzusehen. Ich wünsche nicht, daß darüber gesprochen wird.“

„Und Fräulein Dörbing, wie soll man ihr alles erklären?“

„Ueberlassen Sie das getrost mir, Herr Raßmussen. Es ist mir peinlich“, fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, „daß Sie hier wider Willen mit in eine Familienangelegenheit hineingezogen wurden, die Ihnen ein gewisses Anrecht auf mein Vertrauen gibt. Ich möchte nun aber dieses Vertrauen nicht weiter kultivieren — Sie wissen, das liegt mir nicht — und aus diesem Grunde möchte ich Sie bitten, die ganze Angelegenheit zu vergessen.“

Harald Raßmussen richtete sich straff auf. Tiefe Blut färbte sein Antlitz, und in unverholenen Spott sagte er dann mit einer tiefen Verneigung: „Sie sind die Herrin, Jugvelde Skaare, ich habe nur zu gehorchen.“

Sie errötete unter seinem fast verächtlichen Blick.

„Sie dürfen meine Ansicht nicht als persönliche Beleidigung auffassen, Herr Inspektor“, nahm sie etwas unsicher das Wort. „Sie wissen, es ist nicht meine Art, fremden Menschen näher zu treten, und da bin ich vielleicht oft ungeschickt in meiner Ausdrucksweise.“

„D, ich verstehe Sie ganz gut, Jugvelde Skaare, Sie wollen mir die Grenzen meiner Stellung andeuten, weil Ihr Stolz es nicht zuläßt, daß auf dem Ramsahof irgend etwas geschieht, das gegen Ihren Wunsch und Willen ist. Und weil Sie nicht vertragen, daß jemand, und wäre es auch der ergebenste Ihrer Vasallen“ — hier machte er ihr wieder eine ironische Verbeugung — „einen Blick in Ihr Inneres tät, das Sie ja selber nicht einmal kennen.“

Unwillig sahen die grauen Mädchenaugen in sein Gesicht.

„Sie zürnen mir“, fuhr er fort, „und nur darum, weil ich es freimütig wage, Ihnen zur rechten Zeit ein rechtes Wort zu sagen, wie ich es für meine Pflicht erachte. Behagt Ihnen diese meine Art nicht, so halte ich es für am besten, wenn sich unsere Wege wieder trennen.“

(Fortsetzung folgt.)

Aktuell!

Defilee in Schaffhausen,

aufgenommen den 8. März 1915, unter Beibehaltung des Generals U. Wille mit seinem Stab, sowie der h. Regierung des Kantons (ca. 80 Meter), per sofort zu vermieten.

Sich zu wenden an **Meier-Frischler, Schaffhausen.**